

WON

Marc
Schürmann

NOLL

AUF

PAUDA

dtv

Da ist er auch schon: im Kreißaal



ie Woche im Stuttgarter Krankenhaus hatte mir eines klargemacht: Es kann jetzt wirklich jederzeit passieren.

Ich trug nun stets mein Handy bei mir, solange ich nicht in Jolynes Nähe war. In der Mittagspause, in Konferenzen, auf der Toilette. Ich wartete darauf, dass es klingelte und eine aufgeregte Frauenstimme mich nach Hause befahl.

Aber so war es nicht. Es war auch nicht so, dass Jolyne eines Nachts hochschreckte und sah, dass die Fruchtblase geplatzt war. Oder dass unser Kind plötzlich auf der Rückbank unseres Autos lag, weil wir es nicht mehr rechtzeitig in die Klinik geschafft hatten. In Wirklichkeit war es eher eine Verabredung.

Jolyne hatte den errechneten Geburtstermin um vier Tage überschritten. Das ist medizinisch harmlos und gewöhnlich, aber mit jedem weiteren Tag machte Jolyne ihr Bauch mehr zu schaffen. So ein Bauch sieht ja nicht nur nach Medizinball aus, er ist auch so schwer. Und er bewegt sich. Schließlich erklärte sich die Ärztin an unserer Münchner Klinik einverstanden, die Geburt künstlich einzuleiten. Dafür gibt es Medikamente. In Stuttgart hatten wir wenige Wochen zuvor mit Medikamenten darum gekämpft, das Baby zurückzuhalten, und

nun, am Sonntag, dem 5. November 2006, ab acht Uhr am Morgen, strengten wir uns mithilfe anderer Medikamente an, das Kind zu holen.

Jolyne hatte für sich eine beachtliche Tasche gepackt mit allem, was sie möglicherweise in diesen Tagen würde brauchen können. Ich hatte für mich ein paar Zeitschriften dabei, die sich nach und nach zu Hause neben meinem Bett gestapelt hatten, weil ich nie Gelegenheit gefunden hatte, sie zu lesen. Jetzt kam ich dazu. Die Geburt dauerte fünfzehneinhalb Stunden. Dass ich einen Teil dieser Zeit tatsächlich damit verbrachte, in alten Magazinen zu blättern, klingt wahrscheinlich nicht sehr engagiert. Aber eine Geburt besteht nicht nur aus Gebären. Das kommt erst zum Schluss. Die meiste Zeit passiert eigentlich nicht mehr, als dass man warten muss, bis etwas passiert.

Als Mann kannst du sowieso wenig tun. Nicht mehr als der Typ, der dem Boxer in den Pausen den Schweiß von der Stirn tupft und ihm eine Plastikflasche an die Lippen setzt. Auf den Kreißaal übertragen heißt das: Rücken massieren, besonders das Kreuzbein; regelmäßig ihre Mutter anrufen; den mitgebrachten Marmorkuchen aus dem Krankenzimmer holen und den Hebammen was davon anbieten; versuchen, etwas Tröstliches zu sagen; und vor allem: die Hand halten.

Ich muss zugeben, ich bin froh, ein Mann zu sein. Gäbe es die Möglichkeit dazu, wäre ich sofort bereit, einen Teil der Schmerzen zu übernehmen. Zwanzig Prozent. Vielleicht fünfzig. Aber nicht hundert. Mir wurde mal erzählt, die Schmerzen bei einer Geburt seien neurologisch die stärksten, die der Mensch kenne. Das glaube ich ohne Nachforschungen. Die Beckenknochen werden ausein-

andergerissen. Ein Baby ist für sich betrachtet winzig, aber bedenkt man, dass es aus einem anderen Menschen kommt, wird es gewaltig. Ein Mensch wird durch einen Menschen gezwängt. Das Wort »Kreißsaal« kommt von Kreischen. Ein Schreiner hört den ganzen Tag das Summen der Sägen. Gärtner hören das Zwitschern der Vögel. Hebammen hören Schreie.

Die fünfzehneinhalb Stunden sind mir nur in ein paar Einzelteilen in Erinnerung. Mein Stapel Zeitschriften. Das Seil, das über dem Bett von der Decke hängt, damit die Frau sich daran klammern kann. Natürlich der Apparat, der den Herzschlag des Babys aufzeichnet. Der mitgebrachte Marmorkuchen auf Alufolie. Die Spritze in Jolynes Rücken, die Anästhesistin, die mich fragt, ob ich wegen der Spritze lieber kurz vor die Tür gehen will, und meine Verwunderung darüber, dass sie mir den Anblick einer Geburt zutraut und den einer Spritze nicht. Die Geburt.

Prominente werden in Interviews oft gefragt, welcher der schönste Moment in ihrem Leben gewesen sei. Meistens antworten sie: »Die Geburten meiner Kinder.« Ich weiß nicht, wer von den männlichen Prominenten, die das sagen, bei der Geburt dabei war. Jedenfalls wundert mich die Antwort etwas. Für mich war die Geburt meines Sohnes ein sehr intensives Erlebnis. Es war faszinierend, aufwühlend, verstörend, überwältigend, all das. Aber schön?

Es wurde dann schön, später. Je länger das Baby wirklich bei uns war, mit jeder Stunde wurde es großartiger. Mir fallen etliche Momente mit Niclas ein, die unbeschreiblich waren. Momente, in denen er lachte, tobte, »Papa« rief oder schnarchte. Das Ergebnis der Geburt

war wunderschön, ein neuer kleiner Mensch, unser neuer kleiner Mensch, aber das Erlebnis der Geburt war vor allem das Hoffen darauf, dass sie bald vorbei ist.

Um 23:41 Uhr war sie es. Erst rutschte ein zerknautschter Kopf auf die Welt, dann Arme, Bauch, Beine. Ein Sonntagkind, gerade noch.

Er war da.

Das kam so plötzlich. Trotz neun Monaten Schwangerschaft und fünfzehneinhalb Stunden Geburt. Wahrscheinlich gibt es keine Wartezeit, die einen auf die Ankunft eines Kindes vorbereiten könnte.

Eine Hebamme streckte mir die Nabelschnur hin. Der Klassiker unter den großen Augenblicken im Leben eines Mannes. Und wieder ein Beispiel dafür, dass viele menschliche Erlebnisse ohne technische Effekte an Wirkung verlieren. Geigen, hohe Singstimmen und Zeitlupe wären angemessen gewesen. So aber war es kurz und unspektakulär.

Ich drückte die Schere zusammen, es fühlte sich an, als würde ich durch eine nasse Salami schneiden, und obendrein musste ich mich beeilen, weil der Kinderarzt, der jetzt hinter der Hebamme stand, darauf drängte. Niclas' Körper schimmerte eher blau als rot oder rosa. Ich dachte noch: Sieh an, Babys sind also blau.

Der Kinderarzt entschwand an einen schmalen Tisch am Rand des Kreißsaals, mit dem Rücken zu uns, und rubbelte mit einem weißen Handtuch an Niclas herum. Erst Tage später erfuhren wir, dass sich bei der Geburt die Nabelschnur um Niclas' Hals gewickelt hatte. Lebensgefahr bestand aber nie, hieß es.

Wenn man sich die Gefühle, die Menschen empfinden können, als eine Reihe von Klaviertasten vorstellt, dann

kam es mir vor, als springe jemand mit voller Länge darauf. Als Niclas nun auf Jolynes plötzlich flachem Bauch lag, gingen fast alle Tasten zugleich los. Glück, Sorge, Überraschtheit, Ungeduld, Erleichterung, Unglauben, Stolz, Versagensangst, Zuversicht ... Am lautesten, glaube ich, tönten Neugier und Respekt.

Und Liebe?

Ich hatte immer geglaubt, die durchströme einen Vater von der ersten Sekunde an, vorbehaltlose, unbändige Liebe. So war es nicht. Das irritierte mich sehr. Auch dass ich keine Träne weinte. War ich ein schlechter Vater? Oder einfach an sich ein gefühlskalter Mensch?

Die Antwort war, dass ich Niclas erst kennenlernen musste. So wie jeden Menschen, dem man zum ersten Mal begegnet ist. Ich musste mich an ihn gewöhnen, mich mit ihm freuen und mit ihm leiden. Die Mutterliebe ist schneller, denn Mütter kennen das Kind besser: Sie haben es ein Dreivierteljahr in ihrem Inneren getragen. Je länger ich Niclas kannte, desto mehr wuchs meine Liebe zu ihm. Eigentlich eine Binsenweisheit. Aber das Elternwerden ist mit so vielen Mythen überwuchert, dass es fast unmöglich ist, auf keinen von ihnen hereinzufallen.

Um es jedem, der Vater wird, noch einmal deutlich zu sagen: Es ist völlig normal, wenn man sein Baby nicht augenblicklich vergöttert. Das kommt mit der Zeit, und es kommt von allein.

Niclas hatte übrigens rote Haare.

Sofern ich Jolyne und den anderen Menschen, die unser Baby kommentierten, glauben kann, dann waren Niclas und Jolyne einander so ähnlich, dass man mit gutem Willen bestenfalls hätte sagen können: »Nein,